

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920**

77 (21.3.1920) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt



# Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

## Abchied.

Von Georg Kuseler.

Ich lasse mich an dem, was war,  
Ich, der ich bin.  
Früh kam der Herbst, grau ward mein Haar,  
Nun geh' ich hin.  
Ich hab' in düst'rer Wetternacht  
Biel Leid gesehn,  
Doch auch der Tage goldne Pracht,  
Und das war schön.  
Nun geh' ich hin, woher ich kam.  
Leb wohl, o Licht!  
Komm, Tod, du Trüster wunderbar,  
Ich zittre nicht.

## Meine Erinnerungen an Brasilien.

Von W. Steber, Leutnant.

Familienangelegenheiten veranlaßten mich, kurz vor Kriegsausbruch in die alte Heimat zurückzukehren, aber immer wenn der Winter eintritt, wenn die Kaminöfen angeheizt werden müssen, wenn vom Oktober bis November das Dufttonnerl losgeht und die Tage immer kürzer werden, erwacht in mir mit neuer Heftigkeit die Sehnsucht nach dem Lande der Sonne und der Palmen. Es geht mir wie den meisten, die drüben gewesen sind: Wer einmal im warmen Sommer war, der wird die Sehnsucht danach nicht wieder los. Wie sollte das nicht bei mir der Fall sein, habe ich doch in einer Gegend leben dürfen, die an ästhetischen Lebensbedingungen kaum von dem Lande der Erde übertroffen wird! Zurzeit sind es viele, die sich mehr als früher fürs Ausland interessieren und halten Ausflüge nach einer neuen Heimat, aber die Zeit ist sehr unangünstig: Erstens ist die Lebenshaltung dort sehr teuer, und zweitens spielt die Valuta eine große Rolle. Trotzdem gehen sehr viele ins Ausland.  
Über nach reiflicher Ueberlegung den festen Entschluß gefaßt hat, auszuwandern, der muß, wenn er in einen der südamerikanischen Staaten will, über die klimatischen Verhältnisse aufklären sein und muß wissen, was er in der neuen Heimat anfangen will. In allen Dingen gehört etwas Geld dazu, um die ersten Ausgaben zu decken. Aber neben ein gewisses Kapital sind noch folgende Anforderungen zu stellen: Ruhe und Einflößlichkeit, Borstlichkeit und Klugheit, Arbeitsfähigkeit und eifrige Energie, das sind die Hauptbedingungen, die der Neuling im Auslande zu seinem Fortkommen benötigt. Eines ist noch zu bedenken: wer keine so große Entschlossenheit erleben will, muß sehr anpruchsvoll sein. Sein Geld, bevor es aufgebraucht hat, soll er in Viehwirtschaft anlegen. Seine Arbeit war das Vieh sehr billige und lohnte sich sehr, aber sehr wenig Unterhaltung, da es das ganze Jahr auf der Weide ist. An Arbeitslohn hatte man einen Arbeiter 1 Millreis pro Tag bezahlt. Wer die erste Saison einen schwarzen Arbeiter beschäftigen kann, der wird sich die Arbeit lohnen. Wer viele haben in Brasilien schon arge Enttäuschungen erlebt. Ich erinnere mich an ein Paar amerikanische Großhändler, die mit Granatsteinen und anderen Mineralien nach Brasilien gekommen sind. Des Tages über in einer skatolischen Raube zu sitzen und die andere Zeit unternehmend sein: das ist natürlich nicht arbeitsfähig. Wenn das Geld aus ist und die Unterhaltung der Regierung abzunehmen, dann kommt die übelste Krankheit, nämlich die abgetriebenen Tauben kommen nicht abzuholen, und Milch und Honig, was in Brasilien fast überall nicht bleibt, auch aus, wenn die Leute ihr mitgebrachtes Kapital aufgebraucht haben.  
Wenn man in Brasilien ankommt, fängt ein neues Leben an. Die ästhetischen Bedingungen für den Aufenthalt eines neuen Lebens findet der Auswanderer, wenn er sich den klimatischen und überhaupt allen Lebensbedingungen anpaßt. Wer an luftigen Stellen und nachdenklichen Anblick nimmt, der ist sehr reich zur Auswanderung, der bleibe da, wo er sich befindet.  
Bei einem Kolonisten, der die Sache am rechten Ende anfaßt, kommt zuerst die Pflanzung, dann die Aneignung, dann die Pflege des geistigen Lebens, und schließlich die Wohnnung und dann erst der Nach-

wort. Es sind persönliche Erfahrungen, die ich auf der Kolonie gemacht habe. Ich bitte, meine Reisen darum stets durch das an erdigen und an bewohnten Ländern, was andere Kenner des Landes aus der Zeit nach dem Kriege berichten. Ich hoffe aber doch, auf so manches aufmerksam machen zu können, was den meisten Auswanderungslustigen fern liegt.

Der Wunsch, wieder hinauszugehen, hat mich kaum einen Tag verlassen, und ich, wo ich wie jeder Deutsche unter den durch den langen Krieg und durch den schmählichen Frieden geschaffenen Verhältnissen lebe und leide, sehe ich jeden Morgen mit der Frage auf: Wann kann ich wieder mein Bündel schnüren? Wird es der letzte Winter sein, den ich hier erleben darf?

Es ist natürlich, daß es einem zuerst auch im fremden Lande nicht gefällt. Es wird für jeden Auswanderer sehr bald die Zeit kommen, wo er seinen Entschluß betrauert. Doch das geht vorüber und muß überwunden werden. Bei manchem hat es Jahre gedauert, bis er sich einlebte, aber wenn es das erste Schweinehälften und jeder Tag seine Milch und Eier aus eigener Hand erhält, dann denkt er an die trübseligen Verhältnisse der alten Heimat, an die Sorgen, die ihm die Gewinnung einer einzigen Kartoffelmasche und eines kleinen Stückchens Speck gemacht hat. Er wird dann überzeugt sein, daß es ihm in Deutschland erst recht nicht mehr gefallen würde. Selbst wenn wir noch in allen Verhältnissen lebten. Der deutsche Auswanderer muß sich im fremden Lande an vieles gewöhnen, ehe er sich wohlfühlt. Aber man glaube mir, daß derjenige, der den umgekehrten Weg geht, also aus wärmeren Ländern nach Deutschland überfährt, sich noch an viel mehr gewöhnen muß, ehe es ihm befallig ist.

In etwas Kapital erinnere ich schon. Wer dieses richtig angelegt und bewahrt hat, der ist in voller Aufrechterheit in seinem Kolonieland.

Man lese sich eine solche blühende Siedlung an! Einmal Meter von der Straße aus ist das mit Orangen, Bananen und Blumen geschmückte Wohnhaus, graubraune Mäße und Pferde, schattende Enten, Dühner, armenhafte Schweine, Federn mit Mais, Reis, Bohnen und Ackerbohnen, prächtige Kaffeepflanzungen! Aber was für Fleiß und Schwitz, was für Entbehrungen haben dazu gehört, um all das zu schaffen, was jetzt jeden Durchreisenden entzückt!

Das sind köstliche Erdenpfänder inmitten einer herrlichen, schönen paradiesischen Natur! Das Vorbild kommen in einer Urwaldkolonie ist einzig und allein, wie das Meiste im Leben, eine Frage persönlicher Tüchtigkeit und Arbeitskraft.

Ich besaß eine 7 Hektare Betriebskapital, mit dem er seine Kolonie bezogen hat. Jetzt, da deutsches Geld im Auslande fast wertlos ist, bleibt erst recht nur die Kraft der Arme; auf Kolonie kann jeder seine Arbeitskraft für sich verwenden und braucht sich nicht im Dienste anderer zu planen, ja zu schämen mit der Aussicht, in manchen Jahren am Ende seiner Kräfte und seiner Energie zu sein und dann unter die Räder zu kommen.

\* Nach diesen Berichten kann allerdings nur ernstlich vor Auswanderung gewarnt werden. D. Red.

## Kleines Feuilleton.

Das Geburtshaus Claude Lorrains als Museum. Auf dem rechten Ufer der Maas, nahe bei Charnes, in der Gegend, in der 5 Jahre lang die französische Front lag, steht sich ein ziemlich großes Dorf namens Chamaane. Ein Haus dieses Dorfes, durchaus nicht das schönste und stattlichste, übertrug doch alle anderen an Ruhm und ist die einzige Sehenswürdigkeit von Chamaane. Es ist das Haus, in dem der große französische Landschaftsmaler Claude Lorraine, dem die Kunstgeschichte nach seiner lobherrlichen Herkunft den Namen Claude Lorrain gegeben hat, geboren wurde. Es hat sich nun eine „Gesellschaft von Kunstfreunden“ gebildet, die das Haus erworben hat, es wieder herstellte und darin ein Museum zum Andenken an den Meister errichten will. Nergends tritt dem Verehrer dieses Malers, der in seinen Traum eine ideale sonnendurchflutete Natur erschuf, die Einfachheit seiner Abkunft so deutlich entgegen wie im Anblick dieses ärmlichen Häuschens; nirgendwo kann er die Entwicklung seines Naturgenusses so oft verfolgen, wie in der Landschaft von Chamaane, die in seinen Augenwerten so oft auf-

taucht. Er stammte aus einer armen Handwerkerfamilie und war unter seinen vielen Geschwistern der ungeschickteste, mit dem die Eltern am wenigsten aufzuziehen wußten. So mußte auch er, wie so viele große Maler, ein Grotto, ein Segarini, Born usw. die Tiere hüten, und in den langen Träumereien des jungen Girtan an den sanften Ufern der Maas bildete sich sein Auge für die sorten Schönheiten der Landschaft. Mit 12 Jahren verlor Claude seine Eltern, und man weiß wenig aus seinen Lehr- und Wanderjahren. Als später die Neffen des berühmten Malers dem Kunsthistoriker Baldinucci Näheres über den großen Onkel mitteilten, da beschworen sie vorpflichtig die Einzelheiten seiner ärmlichen Kindheit, und wir würden heute garmüßig von der Jugend des Meisters wissen, wenn nicht der madere Sanbrare, der ein guter Freund Claudes war, aus seinen eigenen Erzählungen aufbewahrt hätte, daß er zuerst bei einem Bäcker in die Lehre kam und dann bei einem Graveur sich ausbildete. Seine Bildung war so gering, daß er nur mit Mühe seinen Namen schreiben konnte, was die erhaltenen Unterschriften vollumfänglich beweisen. Mit 25 Jahren ließ er sich wieder in Chamaane nieder und wohnte hier einige Zeit in seinem Elternhaus, wovon verschiedene Bilder der Zeit Kunde geben. Dann ging er nach Rom, und bald darauf folgte er der Sehnsucht, die ihn nach Rom zog, um dort für immer zu bleiben und zu sterben.

Das Ende der „Chrenschulden“. Es ist eine nicht nur unter Spielern, sondern eigentlich im allgemeinen Bewußtsein gebliebene Ueberlieferung, daß Spielerschulden „Chrenschulden“ sind, daß die sofort und vor allen andern Schulden bezahlt werden müssen. Gerade weil solche Schulden nur einen zweifelhaften Rechtsanspruch begründen, mußten sie durch ein besonderes starkes Unterstreichen des Chrenpunktes unterstrichen werden. Leute, die dieses „ungedruckte Gesetz der guten Gesellschaft“ nicht einhielten, wurden durch Verachtung und Ausstoßung aus den betreffenden Gesellschaften bestraft. In England ist dieses „Gesetz“ besonders streng gehandhabt worden, und wir wissen aus den Romanen von Thackeray, der den Spieler so gern an seinem Helde machte, daß so mancher Gläubiger seine sehr beachtliche Existenz auf der Sicherheit der „Chrenschulden“ aufbaute. Nun aber sind in England, wie in einer Betrachtung der „Daily Mail“ erzählt wird, die „Chrenschulden“ aus ihrer Ausnahmestellung verdrängt worden. Niemand kann dem Schuldner und Gläubiger die arithmetischen Schulden sein“, heißt es hier, „das hat nichts mit seiner Ehre zu tun, sondern ist eine Angelegenheit zwischen ihm und den Kaufleuten. Sie haben ja ihre gesetzlichen Mittel und Wege. Aber eine Spielerschuld war bisher etwas ganz anderes. Niemand, der sie nicht augenblicklich bezahlte, wurde aus seinem Klub ausgeschlossen und verlor seine gesellschaftliche Stellung. Das hat sich aber jetzt sehr geändert. Es gibt viele Männer und noch mehr Frauen — seit das weibliche Geschlecht sich so leidenschaftlich am Spiel beteiligt — die sich an die alte Regel von „Spielerschulden — Chrenschulden“ durchaus nicht mehr gebunden halten. Sie spielen nicht darauf los und lassen sich über die Schulden keine grauen Haare wachsen. Buchmacher müssen jedes Jahr ewaltliche Geldsummen abschreiben, die die bei ihnen weitenden Kunden nicht bezahlen. Einfließen bei Gericht kann der Buchmacher seine Schulden nicht; er muß daher verzichten, aber früher kamen solche Verluste nur in verschwindenden Ausmaßen vor. Ebenso ist es beim Baccarat und bei anderen Glücksspielen. Es gibt sehr viele reiche Leute, die ihre Gewinne mit Schanzen einziehen, wenn sie aber in Verlust geraten, gegen alle Mahnungen laß werden und den Gewinner lieber in die größte Not geraten lassen, als daß sie ihn bezahlen. Nicht nur Berufsspieler pfeifen auf die „Chrenschulden“, sondern auch „Ladys“ und „Gentlemen“.

Das Modeschloß. Die Fülle der neuen Frühjahrsmodellen ist in Paris vor den Augen der Welt aufzutreten worden, und wir hier die funderlangen Vorreden der Mannequins bei den großen Firmen der Rue de la Paix an sich vorüber ziehen ließ, dem trat eine geradezu heimatliche Vielgestaltigkeit der Formen und Schritte entgegen. Eine Verziertheit, die sich herabens bemüht hat, aus diesen achtlosen Einbildungen den „neuen Modestil“ zu erkennen, kommt an dem Ergebnis, daß es diesmal in Wahrheit gar keine neue Mode gibt, sondern daß wir uns in einem „Modeschloß“ befinden. „Diese Saison“, schreibt sie, „ist eine Art von Schutthaufen dar, auf den Reste und Ueberbleibsel aller früheren Moden

geworfen sind. Es gibt wohl überhaupt keine Zeit und keinen Stil der Mode, die nicht heute im Ganzen oder in Einzelheiten wieder modern sind. Man kann sich a. B. für die Moden des alten Ägypten oder Griechenlands begeistern und in durchsichtigen Drapierungen erscheinen; man kann ganz ana anliegende Toiletten wählen, die die Linien des Körpers auf das Schärfste hervorheben, wie es bei manchen Moden des Mittelalters der Fall war. Natürlich gibt es auch Modellen, die das gerade Gegenteil betonen und auf jene Entartungen der spanischen Mode im 17. Jahrhundert aufbauen, die im Keitrod und in der Mühlsteintraube ihren stärksten Ausdruck fanden. Die um die Hüften angelegten, leicht geackerten Moden des Rokoko erleben ihre Auferstehung, und ebenso ist man der futuristischen Grazie des Biedermeiers angetan. Kurz, jeder Stil ist in diesem Modeschloß erlaubt — mit Ausnahme des schlechten.

Das verbündete Wort. Die französische Zeitschrift „Comedia“ erzählt eine kleine bezügliche Geschichte, die sich bei den Proben zur Neuaufführung von Victor Hugo's „Gernant“ an der Comédie Française zugetragen hat. Am Ende des vierten Aktes dieses Dramas wird der bisherige Don Carlos als Karl V. Kaiser von Deutschland, und seine Granden sowie die Soldaten anrufen den neuen Herrscher mit dem Ruf: „Es lebe Deutschland!“ Da Don Carlos nun einmal zum Kaiser von Deutschland und nicht zu dem von China oder der Sahara ernannt worden ist, kann diese Begrüßung nicht gut anders lauten. Zudem soll auch gleich ein Reim darauf. Indessen, als bei der Probe die Schlusszene daran kam, anstatt die betreffenden Schauspielers durch ein bedeutungsvolles Stillstehen. Kan glaubte zunächst, sie hätten ihre Rolle falsch geleert, aber dem war nicht so, sondern sie erklärten, daß sie mit voller Absicht geschwiegen hätten, denn man könne es keinem guten Franzosen anmuten, „Es lebe Deutschland!“ zu rufen. Es sei eine Schande und Schmach, daß man von ihnen so etwas verlange, und ihr patriotisches Gemüth verleihe es ihnen. Es gelang dem Direktor und den Regisseuren erst nach langer Zeit und nach vielem Aureden, die Leute, die bessere Franzosen als Schauspieler waren, davon zu überzeugen, daß das Deutschland, dessen Herrscher Karl V. wurde und das sie hochleben lassen sollten, nichts mehr zu tun habe mit dem Deutschland, das nun einmal für die Franzosen ein verbündetes Wort ist. Am Anstich an diesen Vorfall fragt das Blatt, ob man nicht, um allen Patrioten einen Gefallen zu tun, nach Modestil überhaupt das Wort „Allemagne“ aus der französischen Sprache ausmerzen und in Dichtungen durch neutralere Ausdrücke, wie „Campagne“ oder „Montagne“ ersetz, ein Verfahren, das ja auch schon in den Redebüchern der Mädchenkassen nicht unbekannt sei, wo man statt des gefährlichen Wortes „amour“ lieber von „tambour“ oder etwas Ähnlichem spreche.

Eine parlamentarische Papierentwurf. Große Begeisterung erregte im Senat der Vereinigten Staaten der Senator Reed Smito von Utah, als er auf der Rednertribüne in Begleitung von einigen Zeitungsreportern erwiderte, die einen ungeheuren Band hinter ihm herführten. Er erklärte, daß in diesem Millionenbände alle Reden im Senat und Kongreß über den Friedensvertrag mit Deutschland enthalten seien, und bezifferte diese Reden auf 7.800.000 Worte. Von der ungeheuren Papierentwurfung beim Druck dieser Reden kommt auch nach seiner Ansicht die ganze Papierabhängigkeit in den Vereinigten Staaten her. Sein Versuch, die verdrängten hier behandelten Materialien in Einzelheften auszugeben, sei gescheitert, weil dazu eine ganze Bibliothek von Büchern nötig wäre. Auch würden die Zeitungen mit Aufschreibungen dieser Reden derartig überfüllt, daß die Redakteure annehmen seien, besondere Kräfte dafür anzuwerben, um nur die Briefe der Postler zu öffnen!

## Anmerkungen über die Gegenwart.

1. Früher gingen wir in die Menagerie, den Circus oder gar zur Weltausstellung, um unter anderem auch Westfalen, Zirkusartisten und Reiter zu sehen; jetzt sind am Rheinischen Parkausgang — 2. Wie nahe auch bei der Mode von heute und dem Fortschritt die wirkliche Dame der Weltbühne kommt, zwei Welten bleiben es doch, die heilige und die laienhafte Sinnlichkeit, getrennt nur durch eine ganz feine Linie. — den Klängen an die Heimkehr. — 3. Nur der Augenblick ist Wirklichkeit. Die Welt ist eine große Illusion. Aus dem wirksamsten Leben Augenblicken ergibt sich das wahre Bild des Lebens. — Iris Walter Meurich.

## Was bedeutet „malerisch“?

Von Karl Krummacker, Wortswede.

Der Vater meines Malercollegen Kraus, Philosoph und Oberlehrer, liebt keine Gemeinplätze. Er hat faulianen von Berufs wegen in Darmstadt, wo er Maler einmal vor einem Bildnis das Wort „malerisch“ fallen ließ.  
„Was das nun Kausausdruck oder Gemeinplatz?“, fragte mich doch einer faulen Witze, was „malerisch“ bedeutet.  
„Ich weiß nicht, wie ich mich damals aus der Situation ausweichte, weiß nur, daß mir die Worte in den Mund kamen, die dem Kunstfreundlichen Vagen doch noch waren. Solche einem dritten gegenüber unheimlichen Bemerkungen entziehen auch mehr unserem Selbstbewußtsein. Was das aber voll ist, des Wortes, der Mund über. Anerkennung oder Ablehnung, das auch eine Art Kritik, aber in einer Geheimrede, wie die unter Künstlern beliebte Leuchte: „Er hat was“.  
Man kommt nicht drum herum: Der Sprachschatz des Besten ist ein Notbehelf. Demie und die Kunstler sind nicht in der Kunst. Sie ist ja immer ein Gleichnis und wir können ihr ihr auch nur mit Gleichnissen bekommen. Die geschichtlichen Bedingungen werden abgeort, von einem andern Kunstschreiber. Der Dichter zeichnet mit seinen Strichen, der Maler liebt bestimmt Farben, eine Geise hat die und die Manafarbe, diejenige, die in verschleiert und fälschend wie unheimliche Nähe wirken die beliebten Bezeichnungen: romantisch, malerisch, stimmungsvoll. Die alte Herr hatte ganz recht mit seinem Widerspruch gegen die Kunst, die erst fah- und annehmbar werden mit dem bestimmten Ausdruck für den besonnenen Fall. Wie würde aber unter Bildloose erst annehmbar haben, wenn man ihm eines Tages den Realismus aufzählt hätte. In der Kunst ist die Kunst. Wie soll denn nicht jedes Kunstwerk was ausdrücken? Sichtbare und unsichtbare, äußere und innere Welt? Wird die Kunst je andere Aufgaben haben? Den Begriff Realismus lasse ich aber fallen. Einmal wieder, nämlich die Bezeichnungen der sichtbaren Natur, die Bilder in der Kunst sind, das hat Sinn, eine weite, auch bezogene Bedeutung. Und hier finden

wir auch den Schlüssel zu dem Begriff „malerisch“. Einmal wieder, nämlich die Natur abmalen, das ist eigentlich die naive Kunstübung. Aber wir merken bald, es hat damit auch Bede. Naive Menschen, halb wilde und Kinder, streben gar nicht die Natur an, sie stillen ihren Unbewußten, malen und formen das, was sie wissen, was ihnen gerade einfällt, aber was sich ihnen einprägt hat.

Die Malerei war, wenn wir zurückdenken die längste Zeit an bestimmte Voraussetzungen gebunden. Der Maler war Raumkünstler, kannte die Licht- und Raumverhältnisse, unter denen seine Gedanken und Wandmalerei, später dann auch die Altarbilder und Bildnisse in Kirchen und Brunnenräumen wirken sollten. So nicht notwendig auch das Anbachtbild in unüberschaubarer Zusammenhänge mit der Architektur und Plastik des jeweiligen Kirchenbaus. Erst als die „Tafel“ heraufgetragen wurde und in jedem beliebigen Raum als Wandmalerei aufgestellt wurde, erweiterte sich auch das Stoffgebiet.

Die intime Malerei und dann der Impressionismus kennt keine Schranken mehr. Malerisch aber malerisch ist alles in Natur und Leben, was je ein Künstlerauge mit lebendem Bilde getroffen ist. Einmal wieder, nämlich die Natur, Form und Inhalt und zugleich als festes Bild empfunden hat. Neue Ausdrucksmittel, neue Stoffgebiete. Es ist nicht das, was die Malerei, eine Auslese charakteristischer, festlich hervorhebender und wirksamer Momente zu geben. Das soll sich natürlich in der Technik, in der malerischen Technik ausdrücken. Die Malerei steht neben, unterstreicht, ein Gesichtswort, eine Voraussetzungen ist heranziehen, dort das Nebenstehende, einen Ausbrennen, eine Grabschrift humanität behandeln, aufzuklären, andeuten, abgrenzen lassen. So entstehen nun die Malerischen, die Stufenleiter von hell und dunkel, die Kontrastfarben, die sich befähigen und anziehen, warme und kalte, strahlende und verdrängende, bewandte und weisens- verschiedene Töne. So entsteht ein Bild, ein neuer Organismus auf der Fläche als Gleichnis der organischen Natur. Betrachten wir daraufhin einmal einen Rembrandt, Carol, Germaine, Leib in nächster Nachbarschaft eines Invidien Naturabmalers der Malerischen hat Reichen maß. Oder noch besser, stellen wir uns alle diese Bilder auf den Kopf, in eine kammertee Gefä. Kraus wir gar nicht, was sie darstellen, wie sie den Naturausdruck, Körper, Kammer, Luft und vieles andere wiedergeben.

Sobiel ist sicher, jeder dieser Meister schloß, erbrückt den Maler durch die Fülle von Leben, das Gesellschaft, Dramatische, die schwebende Gliederung, die dekorative Arbeit bringt in die Augen, mit einem Wort, und ist bereit es jeder, das Malerische. Also eine Harmonie, die unversehrt das Gegenteil von „malerischer Anordnung“ besetzt. Nein, Ordnung ist die Vorbedingung jedes Lebens, auch in der Kunst. Eine gewisse Ordnung nämlich im Aufbau ornamentaler Werte, eine bewusste Schmelzformel wird man auch dem wildsten Substanz nicht abgeben dürfen. In der Architektur hat das Malerische untergeordnete Bedeutung. Ein launiger Einfall, gegen die konstruktive Regel, gegen die Symmetrie, also ein kleiner Abweicher auf fremdem Gebiet. In der Malerei dagegen bedeutet es höchste Tugend, ein genaues Schaffen aus dem Volten, ein freies Schweben der Phantasie.

## Mannheimer Kunstbrief.

(Von unserm Mitarbeiter.)

Die vorüberliche Ausstellung im Kunstverein hat uns anzuhen und einzelnen auf Gegenständen des künstlerischen Ausdrucks auf, was für die bessere Lesung am besten geeignet ist, für die weitaus gelungene von erheblichem Rang ist. Gleich im ersten Saal stellen die Genese nach Temperament, Gestaltungsart, technischem Können, blühender, farblicher und technischer Kultur aufeinander. Der Karlsruher C. M. d. I., ein einmal Trüberrichter, bringt mit seinen in altmeisterlicher Malweise formtrena, schönartig, innig und doch kraftvoll ausgearbeiteten Bildnissen, Landschaften, Architekturen und Stillleben klassische Darstellungen einer hochkultivierten und abgeklärten Malkunst. Schöner jugendlicher Darstellungen von Bekleidungen, die aus der Dekorationsmalerei in die hohe Kunst überzuführen könnten, können nun an den taufreichen und geschmackvollen Blumenstillleben lernen, was in der Stilllebenmalerei an Kraft und Schönheit der Farbe, in Komposition farbiger Massen und liebevoller Ausführung geleitet werden kann, wenn ein wirklicher Künstler nicht nur auf die äußere Schönheit, sondern auch die geistige Tiefe hinter der Sache steht. Von diesen klassischen Bildnissen und Blumenstillleben wird man noch brechen und sich an ihnen erbauen, wenn die augenblicklich vielleicht erfordere Malerischen Malermeister lang der Versehenheit anheimgefallen ist. Man ist nicht

seinen Tadeln Dauerwerk. — Am gegenüber hat S. Martin (Amorbach) mit seiner etwas trüben Landschaftsmalerei und dem — leider abseits gehängten — Stillleben einen ähnlichen Stand, wenn auch seine Leistungen aus durchaus ehrlichem Willen und schätzbarem Können herbeigekommen, was von den eingetragenen, monumentalen dekorativ sein lassenden Dekorationsmalern D. W. R. i. m. e. r. a. n. s. nicht gesagt werden kann. — Eine ähnliche Trios und Quartetten bietet der 2. und 3. Saal mit den Landschaften von C. S. e. a. e. w. i. k. (Rosen-Karlsruhe), M. L. a. a. e. (Neulingen) und C. S. i. l. l. e. r. S. e. a. w. i. k. scheint ganz auf die Landschaftsmalerei sich einzustellen zu haben und seine Landschaften sind kraftvoll, meist impressionistisch unterstrichen, Raumgebilde von oft anregendem Melancholisch. Die gewaltigste Stimmung im melancholischen „Sonntag“, die bedrückende Stille und Schmerz in „Sonnabend“, die einaerischen „Sonnenstrahlen“ sind stark empfundene, frisch und einfach gehalten Seelenausbrüche, die vielleicht nur noch einen letzten Rest von Gemüthsruhe abzustreifen haben, um mit voller künstlerischer Freiheit und Unbedingtheit zu wirken. Sein Gegenüber M. L. a. a. e., als tüchtiger Schwarzweißmaler bekannt, ist im Karbiden, Raum- und Stimmungsüberwunden kaum auf dem Wege zur Kunst. Farblos, Ausdruckslos und Technisch sind unfrei, geübt und deshalb unangenehm. Die Vereinfachungen in Karbidenfragen und Afford wirken ziemlich gewaltig. Es scheint, als ob das Karbide überhaupt Laanes Gebiet nicht sei, die Technik und Farbe auf den gemalten — Verzeichnung — wüden Karbidenflächen Sillers im Kampf untereinander und mit dem Auge oder der Seele des Künstlers liegen, also auch im Verdacht sein Wahagen aufkommen lassen. — Von den im letzten Saal ausgestellten Studien geben die tüchtigen Malerinnen von H. a. v. B. e. e. c. h. und die durch schlichte Natürlichkeit amutenden Bildnisse von C. W. e. d. einen Begriff von forstlicher Frauenarbeit, während die russischen Motive A. m. t. s. b. h. l. e. r. s., wahrlich ein aus Friensleben herbeigekommen, mit ihrer nicht-reicheren Zeichnerischen Kunst und mit ihrer starken Lokalfarbeit etwas von der irischen Schönheit österröner Landchaft und Mentalität in unsere Augenwelt zu retten versuchen. Über den landschaftlichen Motiven ist die „Gretchenbarre“ wohl eine der feinst empfundenen Arbeiten dieses Künstlers. — R.



